

The image is a full-page cover for a book. It features a highly stylized, multi-colored mosaic of a Gothic cathedral's interior. The architecture is characterized by tall, pointed arches and smaller, lower arches at the base. The color palette is rich and varied, including shades of blue, purple, yellow, orange, and red, creating a dramatic and somewhat abstract visual. In the lower-left foreground, a red grand piano is visible, positioned on a raised platform. The overall effect is that of a colorful, textured wall or ceiling, possibly representing a stained-glass window or a mosaic floor.

Klaviergesang

Eine Kurzgeschichte

Yves Gorat Stommel

Klaviergesang

Eine Kurzgeschichte

Yves Gorat Stommel

Impressum

Klaviergesang

© Yves Gorat Stommel

Erste Version: 2005

Diese Version: 2022

Web:

www.yvesgoratstommel.com

Facebook:

www.facebook.com/yvesgoratstommelautor

Email:

ygstommel@gmx.de

Postanschrift:

Kibbelstraße 14, 45127, Essen, Deutschland

Klaviergesang

»Paula!«

Erschrocken nahm das vierzehnjährige Mädchen die Kopfhörer ab und sah ihre Großmutter an. Ellinor funkelte sie böse an.

»Wenn du schon andauernd Musik hören musst, dann zumindest leise. Damit ich nicht schreien muss, wenn ich mit dir reden möchte.«

Gehorsam reduzierte Paula die Lautstärke. Das virtuos gespielte Klavier trat in den Hintergrund, das Knirschen der Reifen auf der Schotterpiste schwoll an.

»Wir sind gleich da«, sagte Ellinor. »Schau.«

Ihrem Fingerzeig folgend, sah das Mädchen aus dem Busfenster. Dort, inmitten der grünen Hügel, trennte eine lange Mauer die imposanten Gebäude des Klosters Monte Craianos von den Feldern der umliegenden Bauernhöfe.

Sie waren heute zu zweit unterwegs. Paulas Eltern und ihr Bruder genossen einen Tag am Strand, doch Paula hatte das Los gezogen, ihre Großmutter begleiten zu müssen. Die große Leidenschaft der alten Dame war die Kirche, beziehungsweise all das, was mit Religion zu tun hatte. Aus Paulas Sicht traf dies gefühlt auf fast jedes Gebäude und auf so gut wie jedes Kunstwerk weltweit zu.

»Es existiert seit fast einem Jahrtausend«, sagte Ellinor begeistert. »Und bis heute pflegt das Kloster kaum Austausch mit der restlichen Welt.« Einem kleinen Mädchen gleich drückte die alte Dame ihre Nase an der Scheibe platt.

Sie war die erste, die den Bus verließ, als der Bus kurz darauf an einer Pforte in der Ringmauer des Klosters hielt. Die ausfahrbare Rampe des Fahrzeugs erlaubte es Ellinor, ihren Rollstuhl ohne besondere Herausforderungen auf den ungepflasterten Weg zu manövrieren.

Tief ausatmend nahm Paula die verlassene Umgebung in Augenschein. Vier Stunden. Vier Stunden standen ihnen zur Verfügung, bis sie diesen Ort mithilfe des nächsten Busses wieder verlassen konnten.

»Komm, Schätzchen«, forderte Ellinor ihre Enkelin auf, während sie den Motor des Rollstuhls aufsummen ließ. Mühsam kämpfte sich das Gefährt über die letzten Meter Schotterpiste bis zum Tor vor.

»Gemäß meines Reiseführers ist das Kloster zu jeder Zeit besuchbar«, sagte die alte Frau angesichts der verschlossenen Pforte. »Klopfe doch bitte.«

Paula gehorchte. Zaghafte zuerst, dann – auf eine erneute Aufforderung hin – mit mehr Kraft.

Nach wenigen Augenblicken vernahmten sie das Geräusch von Schritten. Ein Riegel wurde zurückgeschoben und das Tor gerade so weit geöffnet, dass der Mönch dahinter einen Blick auf die Besucher werfen konnte.

»Guten Tag«, grüßte Ellinor. »Wir wollen das Kloster besuchen. Wir ...«

»Das geht heute nicht«, fiel der Mönch ihr ins Wort, bevor er sich seiner Unhöflichkeit bewusst wurde und hinzufügte: »Es tut mir leid, aber heute trifft es sich wirklich schlecht. Fast die gesamte Bruderschaft ist zu einem Besuch eines Schwesterklosters nach Umbrien gefahren. Ich bin momentan allein, die absolute Minimalbelegung.«

Ellinors Gesicht fiel in sich zusammen. »Wir haben die Reise extra für diesen Besuch auf uns genommen!«

»Leider kann ich Ihnen nicht helfen.«

Trotz zeigte sich in den alten Gesichtszügen, als Ellinor entgegnete: »Aber unser Transportmittel kommt erst um sieben Uhr zurück!«

Der Mönch schien verwirrt, suchte mit den Augen die nähere Umgebung nach einem Auto ab. »Sie ...«, begann er.

»Dann müssen wir wohl hier vor den Toren warten«, fiel Ellinor ihm empört ins Wort.

»Nein«, erwiderte der Gottesdiener schließlich. »Nein, natürlich nicht. Wenn es wirklich nicht anders geht ...« Widerwillig öffnete er das Tor und ermöglichte damit einen ersten Blick auf das Innere der Anlage. Mehrere Gebäude umgaben einen zentralen Platz mit Gärten.

Zufrieden rollte Ellinor an dem unglücklich dreinschauenden Mönch vorbei, ihre Enkelin im Schlepptau.

Mario Barti stellte sich den beiden Frauen vor, um sich direkt im Anschluss zu entschuldigen: »Ich kann sie leider nicht begleiten. Doch ihnen steht grundsätzlich alles offen. Bitte sorgen Sie dafür, dass Sie auf jeden Fall rechtzeitig für Ihren Rücktransport hierher zurückkehren.«

»Sicher«, meinte Ellinor abwesend, bereits von den Bauten eingenommen. »Kein Problem.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr ...«, murmelte Barti und schritt davon.

Die nächsten Stunden verbrachten die beiden Besucherinnen mit dem Durchstreifen der weitläufigen Anlage. Immer wieder machte Ellinor ihre Enkelin auf romanische oder gotische Aspekte der Baukunst aufmerksam, regelmäßig stoppte sie ihren Rollstuhl entzückt vor Steinfiguren oder Malereien. Ihre blauen Augen verschlangen die Kunstwerke, machten sie ihr trotz ihrer körperlichen Behinderung zugänglich.

Paula fand indes zu ihrer eigenen Überraschung mehr Gefallen an dem Ausflug als ursprünglich erwartet. Vermutlich lag dies an der geheimnisvollen Atmosphäre, die das Kloster in seiner Stille verbreitete. In den letzten drei Stunden hatten sie nur ein einziges Mal die Wege von Barti gekreuzt, die restliche Zeit waren ihre Schritte die einzigen gewesen, deren Klang von den Wänden der uralten Gemäuer zurückgeworfen wurde.

Außerdem stellte Paula fest, dass die aus ihrem Kopfhörer tönende Klaviermusik ausgezeichnet zu dem Kloster passte. Sowohl der Komponist als auch die damaligen Architekten beschränkten sich auf das absolut Notwendige und beeindruckten den Betrachter beziehungsweise Zuhörer mit einer gewissen Aufgeräumtheit. Die Klavierklänge entfalteten im Zusammenspiel mit dem gedämpften Licht eine mystische Stimmung.

»Paula?«

Das Mädchen nahm den Kopfhörer ab – und sah wie ihre Oma hinaus auf einen kleinen inneren Garten. Dicke Wolken waren aufgezogen, in der Ferne war Donnern zu vernehmen. Das stetig zunehmende Ticken von Regen auf Bleiverkleidung drang zu ihnen vor.

Ellinor blickte auf die Uhr. »Wir sollten uns auf den Weg machen. Uns bleibt nur noch eine halbe Stunde.«

Doch sie kamen nicht weit. Als sie die Sakristei wenige Minuten später verlassen wollten, schüttete es bereits wie aus Kübeln. Erste Blitze gingen in der näheren Umgebung nieder.

Ein Unwetter, wie es ein solches nur ein oder zwei Mal im Jahr gab, suchte die Gegend heim.

Der blanke Schrecken zeigte sich im Gesicht des Mönches. »Sie müssen sie abholen!« Er hielt den Telefonhörer in der verkrampften Hand, seine Knöchel traten weiß hervor. »Morgen früh!«, rief er aus. »Nein! Das ist zu spät, sie ...« Er schwieg, als auf der anderen Seite der Leitung gesprochen wurde. Dann schüttelte er den Kopf. »Aber Sie verstehen nicht ... Ich ... Ja ...«

Mit zitternder Hand legte er den Hörer auf, richtete sich dann an die beiden Frauen: »Er kommt nicht. Bei dem Wetter gibt es für den Bus kein Durchkommen.«

»Und jetzt?«, fragte Ellinor, im Gegensatz zu dem Mönch die Ruhe selbst.

Barti warf einen leeren Blick durch das Fenster des an die Bibliothek angegliederten Pförtnerhäuschens. »Sie ...« Er schüttelte den Kopf. »Sie werden hier übernachten müssen.«

»Wenn wir schnell sind, werden wir nicht allzu nass«, meinte Ellinor verschmitzt.

Paula schob den Kopfhörer vom linken Ohr. Sie zweifelte nicht daran, dass die alte Frau sich genau an Bartis Befehle und vor allem Verbote erinnerte. Doch Paula langweilte sich, und wie ihre Oma hatte sie kein Interesse daran, den ganzen Abend in dem kargen Raum im Gästehaus zu verbringen.

»Meinst du, wir kommen in die Hauptgebäude hinein?«, fragte sie, das dunkle glatte Haar zu einem Pferdeschwanz zusammenbindend. »Ich meine: Da er uns verboten hat, das Gästehaus zu verlassen, hat er vielleicht alles abgeschlossen.«

»Papperlapapp«, meinte Ellinor und rollte bereits in Richtung Tür. »Hilf mir Mal, Kindchen!«

Ihrer Großmutter gehorchend, schob sie den Rollstuhl durch den verlassenen Flur bis zur Haustür.

Mit Getöse stürzte der Regen hinab, auch wenn sie dies im ersten Moment aufgrund der allumfassenden Dunkelheit nur hören und nicht sehen konnten. Das Kloster war so gut wie unbeleuchtet, lediglich von der Bibliothek drang ein fahler Schein herüber.

»Flitze schnell ins Zimmer zurück und hole ein paar von den Gebetskerzen«, wies Ellinor ihre Enkelin an. »Es liegen mehrere Packungen im Schrank.«

Paula wusste dies längst; gelangweilt hatte sie längst jeden Winkel des Zimmers durchsucht.

Mit sechs Kerzen und einer Packung Streichhölzer bewaffnet drangen sie durch eine unverschlossene Tür in das Innere der Anlage vor. Hinter dem Rollstuhl stehend, überragte Paula die sitzende Frau um eine Kopflänge und konnte mit ausreichender Schräglage den Rollstuhl gut schieben. Den Motor wollten sie nicht verwenden, um keine unnötige Aufmerksamkeit zu erregen.

Gespannt begannen sie ihre nächtliche Wanderung durch das verlassene Monte Craianos.

Alte Gemäuer, ein Gewitter und im unbeständigen Kerzenlicht umherzuckende Schatten ... Paula war begeistert!

Aufgeregt tippten die Finger des Teenagers auf den Handgriffen des Rollstuhls die über den Kopfhörer in ihre Ohren dringenden Noten. Klavier war ihre Leidenschaft, sie spielte wann immer sie konnte. Im Gegensatz zu ihren Freundinnen hatte sie kein Interesse an modernen Pop-Songs.

Großmutter und Enkelin drangen indes tief in die Anlage vor. Die Sakristei und die Kirche hatten sie längst durchquert, mittlerweile befanden sie sich in einem langgezogenen, breiten Gang. Ein unscheinbarer Bau: Die Bögen waren kaum verziert, die Mauern bestanden aus grob behauenen Stein.

Zwei der vier Kerzen waren bereits heruntergebrannt, und Paula gruselte es bei der Vorstellung, sie müssten sich ohne Licht durch das Gemäuer bewegen. Gerade überlegte sie, ob sie nicht ihre Kerze löschen sollte – die ihrer Großmutter würde reichen –, als sie aufhorchte. Ein Flüstern. Schnell schaltete sie die Musik ab und bremste den Rollstuhl ab.

»Was ist?«, fragte Ellinor.

»Ich dachte ich hätte etwas gehört.«

»Du brauchst nur deinen Musikspieler auszumachen, schon ist Ruhe«, schlug ihre Großmutter nur halb im Scherz vor.

Paula ließ den Blick über die Gewölbe wandern, deren Formen sich mit dem unstillen Licht der Kerzen fortlaufend zu ändern schienen. Ein Schaudern durchfuhr sie – dann setzte sie den Rollstuhl wieder in Bewegung.

Sie hatten gerade einen Blick in die leeren Schlafräume der Mönche geworfen, als Paula Gewissheit erlangte. Eine Stimme. Definitiv. Und sie schien von dem Musikspieler zu stammen. Schaltete sie die Musik aus, verschwand auch die Stimme. Eigentlich war sie sich recht sicher, dass diese spezielle Aufnahme keine Gesänge beinhaltete. Wobei: Genau genommen handelte es sich nicht um Gesänge. Es schien sich eher um ein Gespräch zu handeln. Ein einseitiges Gespräch. Sie hörte Fragen, kurze Sätze – allesamt äußerst leise gesprochen.

Neben dem Dormitorium führte ein schmaler Gang ins Dunkel. Neugierig wollte Paula diesen Weg einschlagen, als Ellinor mit einer Handbewegung zu verstehen gab, dass sie anhalten sollte.

»Dort ist nur der Krankentrakt.«

Enttäuscht sah Paula den Gang entlang. »Und wenn nur ich ganz kurz ...?«, schlug sie vor.

»Wenn du mit *ganz kurz* drei oder vier Minuten meinst?«

Ein zustimmendes Nicken und Paula lief los.

In der Tat schien es sich um den Teil des Klosters zu handeln, der den Kranken vorbehalten war. Die Räume waren funktioneller und ließen unangenehme Erinnerungen an Ärzte und Krankenhäuser erwachen. Bereits nach wenigen Minuten kehrte Paula um – und verharrte.

Die das Klavier begleitende Stimme war angeschwollen und hatte laut genug gesprochen, um von Paula verstanden zu werden.

Leise wiederholte sie die Worte: »Ora a me!«

Was bedeutete dieser Satz? Erneut überprüfte sie, ob die Stimme tatsächlich aus ihrem Kopfhörer stammte. Als sie dies bestätigt sah, konnte sie nicht anders, als eine unbestimmte Furcht zu verspüren. Die Mauern zwischen den Pfeilern schienen ihr plötzlich voller unheilvoller Durchgänge, und in jedem Schatten schien sich eine Bedrohung zu verstecken.

Paula rannte los, verlor einen Augenblick lang jegliche Beherrschung über ihre Angst. Erst als die Kerze im Luftzug fast erlosch, übernahm ihr Verstand wieder das Ruder. Erschrocken drosselte sie das Tempo, hob den Blick und atmete tief durch. Vor sich sah sie bereits den Schein von Ellinors Kerze. Nach vorne fühlte sie sich nun abgesichert. Aber nach hinten? Immer wieder warf sie ein Blick in die dort herrschende Dunkelheit.

Paulas Erleichterung war groß, als sie ihre Großmutter erreichte. »Mein Gott, das ist echt unheimlich ...«, begann sie – und schrie auf.

Ellinor hatte sie hart beim Handgelenk gegriffen. Die Augen der alten Frau schienen in dem gedämpften Licht lebendiger als sonst: feucht und groß. Ängstlich.

»Ich habe gerade etwas gehört«, meinte sie leise. »Hier ist außer uns beiden noch jemand. Ich bin mir sicher!«

»Das ist bestimmt nur der Regen«, beruhigte Paula ihre Großmutter. Jetzt, wo sie wieder zu zweit waren, tat sie ihre eben durchlebte Panik als Kinderei ab und lachte übertrieben laut. »Du hast mich echt erschreckt!«

»Wir gehen zurück«, entschied Ellinor, keinen Widerspruch duldend.

Erneut zogen Großmutter und Enkelin an den Schlafsälen vorbei, während Paula zunehmend interessiert auf die Stimme in dem Klavierstück hörte. Der Mann – die Stimme machte einen männlichen Eindruck – sprach mittlerweile laut und deutlich. Leider verstand Paula ihn nicht, die Sprache war ihr unbekannt. Oder vielmehr: die Sprachen. Denn es schien ihr, dass immer wieder dieselbe Frage wiederholt wurde, bloß in fortlaufend wechselndem Idiom. Die Stimme hatte einen beruhigenden Effekt auf das Mädchen; ihre Furcht in dem Krankentrakt war längst vergessen.

Plötzlich fanden Oma und Enkelin sich an einem auf dem Hinweg nicht wahrgenommenen Abzweig wieder. Der Kerzenschein erlaubte einen begrenzten Blick in das sich anschließende Refektorium. Bei ihrem Rundgang am Nachmittag war diese Tür verschlossen gewesen. Neugierig kam Paula näher und hob die Kerze.

»Wow«, murmelte sie, als sie die Verschmelzung aus der Pracht des Gotteshauses und der Zweckmäßigkeit der Schlafsäle erblickte.

»Paula!«, flüsterte Ellinor. »Komm! Bitte!«

Nur mit Mühe löste Paula sich von dem Anblick vor ihr. »Nur ganz kurz, Oma!«

»Paula, es reicht«, erwiderte Ellinor mit Nachdruck. »Wir gehen jetzt zurück! Ich will in das Gästehaus. Hier ist etwas ...« Sie zögerte, als hätte sie Angst, dass die unbekannte Gefahr sich auf sie stürzen würde, spräche sie ihre Befürchtung aus, »Etwas Schlechtes.«

Paula lachte auf, bevor sie peinlich berührt den Blick senkte. »Wenn du wirklich zurück möchtest«, meinte sie versöhnlich.

»Danke«, murmelte Ellinor. »Danke.«

Schweigend kehrte Paula zurück und lenkte den Rollstuhl zurück in die Mitte des Hauptgangs. Ihre Gedanken wanderten zurück zu der Stimme, die erneut die Sprache gewechselt hatte. Längst hegte Paula den Verdacht, dass jemand einen Zugang zu ihr suchte und aus diesem Grund unterschiedliche Sprachen testete.

Sie durchquerten einen kleinen Saal und passierten zwei breite Treppen, die zu beiden Seiten des Ganges abgingen.

„Sprich mit mir!“

Mit aufgerissenen Augen hielt Paula inne – der Rollstuhl rollte noch ein paar Meter weiter. Verwundert versuchte Ellinor, sich umzuschauen.

»Hallo?«, flüsterte Paula.

„Hallo, Paula“, erwiderte die Stimme.

»Was ist los?«, fragte eine beunruhigte Ellinor.

»Moment«, erwiderte Paula.

„Die Treppe. Links von dir.“

Sie sah in die angegebene Richtung, entfernte sich zögernd ein paar Schritte von der Mitte des Ganges – und wunderte sich über ihr Verhalten.

»Paula, wo gehst du hin?« Ellinors Stimme wurde schrill.

»Nur ganz kurz«, erwiderte ihre Enkelin. »Okay? Ich bin gleich zurück.« Sie verspürte keine Angst, bloß Neugierde.

»Wie? Nein, Paula!«, versuchte Ellinor sie aufzuhalten. »Wir müssen zurück!«

Die weiteren Bitten ihrer Großmutter überhörend, trat Paula an die linke Treppe heran. Kerzenwachs tropfte ihr auf die Hand und auf den Boden, doch sie kümmerte

sich nicht darum. Sie war nur daran interessiert, was sich dort oben befand, was sie dort erwartete.

Sie erklomm die ersten beiden Stufen. Zögerte.

Die Stimme schien an Kraft gewonnen zu haben, als sie sagte: *„Geh weiter!“*

Paula verspürte den Drang, genau das zu tun – als ein Schrei sie innehalten ließ.

»Oma!«, keuchte sie. Die Stimme in ihrem Kopf ignorierend, stürzte sie die Treppe hinunter.

Ellinor war verschwunden.

Panisch schaute Paula um sich. Rechts lag der Gang verlassen vor ihr, links bot sich das gleiche Bild. Doch dann hörte sie ein Wimmern. Von der ihr gegenüberliegenden Treppe.

»Oma!«, rief Paula erneut, ihren Augen kaum glauben wollend.

Ellinors Rollstuhl balancierte halbwegs zwischen Erdgeschoss und erstem Stock auf den Treppenstufen. Ein beängstigender Anblick: Jeden Augenblick konnte das Gefährt zum tödlichen Fall ansetzen. Sich an die Armlehnen klammernd, hatte Ellinor das Gesicht zu einer verängstigten Fratze verzerrt.

Ohne zu zögern eilte Paula ihrer Großmutter zur Hilfe. Sie unterließ es, Ellinor nach den Hintergründen ihrer gefährlichen Lage zu fragen. Wichtig war vorerst nur, sie in Sicherheit zu wissen. Dennoch ... während Paula langsam – Stufe für Stufe – den Rollstuhl hinunter bugsierte, wollte ihr nicht aus dem Kopf, dass Ellinor kaum aus eigenem Antrieb hier heraufgekommen war. Wer ihre Großmutter in die tödliche Lage gebracht hatte, würde Paula jedoch erst später erfahren. Denn kaum hatten sie ebenen Boden unter den Füßen, fuhr ein Windstoß durch den Korridor, die Flammen der Kerzen löschend.

»Raus hier!«, flüsterte Ellinor.

Dieses Mal gehorchte Paula sofort, trotz der Stimme in ihrem Kopf, welche sie zum Verweilen einlud.

Paula und Ellinor erreichten die Kirche. Auf der anderen Seite des Schiffes sah das Mädchen im Schein einer einzigen Altarkerze den Durchgang zur Sakristei. Das Gotteshaus schien ihr plötzlich nicht nur unheimlich, sondern geradezu feindselig.

„Halt!“

Aufschreiend suchte Paula die Herkunft der Stimme, während Ellinor sich erschrocken zu ihrer Enkelin umdrehte. »Was ist? Was ist?« Anscheinend hatte sie den Befehl nicht gehört, obwohl er Paulas Ohren nach durch die Kirche gehalten war. Oder nur durch ihren Kopf?

„Gib sie mir!“, befahl der dumpfe Bass. Um ein Haar wäre Paula zusammengebrochen, als sie sah, wer dort sprach: eine Heiligenfigur. Überlebensgroß und sie mit toten Augen fixierend. Als sich die steinerne Hand hob und auf Ellinor zeigte, schob Paula panisch den Rollstuhl in Richtung Sakristei und warf die Tür hinter sich ins Schloss.

Die Stimme redete drängend auf sie ein. Jedes Augenpaar, sei es gemalt oder aus Holz oder Stein geformt, schien ihr zu folgen. Angefangen bei einer Holzfigur, die nach ihrem Arm griff – aufschreiend wich Paula zurück –, wechselte der Angreifer den Ort mit zunehmend höherer Frequenz. Christus auf einem Bild, der heilige Hieronymus, dann ein aus Stein gehauener Vogel auf der Schulter eines Heiligen. Alle sprachen sie an, wollten sie zurückhalten, verlangten die Herausgabe.

Die Herausgabe ... erst jetzt begann Paula zu begreifen, was die Stimme wollte. Sie wollte Ellinor! Sie wollte ihre Großmutter, die immer wieder verängstigt zu ihrer Enkelin aufsaß und nicht begreifen wollte, nicht sehen wollte, was geschah.

Schwer atmend erreichten sie die Tür zu einem der Lagerräume. Doch die Erleichterung schlug in blanke Angst um, als Paula feststellte, dass sie abgeschlossen war.

»Nein«, keuchte sie, als sie sah, wie aus dem Bild hinter Ellinor eine Hand wuchs und sich nach dem Kopf der alten Frau reckte.

Schon hatte Paula den Rollstuhl von der Wand weggerissen und ihn in die Mitte der Sakristei geschoben. Panisch suchte sie einen Ausgang – und fand ihn. Die Tür zum inneren Garten.

Sie war offen.

Ellinor versuchte ihre Enkelin zurück zu halten, doch das Mädchen drückte den Rollstuhl unnachgiebig in den Regen hinaus.

Das laute Prasseln beruhigte Paula ein wenig, die Stimme trat in den Hintergrund. Vielleicht war die Macht des Wesens hier geringer? Vielleicht konnten sie ihm doch noch entkommen?

Paula sah hinter sich, hob den Blick – und schrie erneut auf. Ein Gargoyle, ein steinerner Wasserspeier, lechzte ihnen entgegen. Die Fratze änderte sich, der Mund formte Worte, verlangte nach Ellinor.

Verzweifelt stemmte Paula sich gegen den Rollstuhl, doch die Räder versanken im durchnässten Rasen. Zentimeter für Zentimeter kämpfte sie sich vor und erreichte schließlich die Mitte des Platzes. Vor Wasser triefend hielt sie inne, Hilfe suchend sah sie um sich. Gargoyles. Überall Gargoyles, die auf sie herab starrten. Und dann meldete sich die Stimme zurück. Lauter als zuvor drängte sie von allen Seiten auf sie ein. Paula presste sich die Hände auf die Ohren.

Ihre Großmutter griff nach ihr. »Kind, was ist bloß los?«

Zeitgleich mit der Berührung der Großmutter verstummte die Stimme. Verwirrt sah Paula auf Ellinor.

Die alte Frau hatte die Augen zu Schlitzeln verengt. »Irgendetwas ist hier«, meinte sie. »Jemand versucht in meinen Kopf einzudringen.« Ein entschlossenes Lächeln trat in ihr Gesicht. »Aber er wird es nicht schaffen!« In diesem Augenblick erzitterte ihre Großmutter. »Keine Chance.«

Kurz verspürte Paula Erleichterung, sie atmete aus – und scharf ein. Da war er wieder! Von Ellinor ablassend, konzentrierte ihr gemeinsamer Gegner sich wieder auf die jüngere der beiden.

Bilder spielten sich vor Paulas Augen ab, Halluzinationen suchten sie heim, Kräfte zerrten an ihrem Bewusstsein. Mit aller Macht versuchte sie sich gegen den Einbruch in ihr Gehirn zu wehren, doch im Gegensatz zu ihrer Großmutter spürte sie, dass sie dem Wesen nicht gewachsen war. Ihr Widerstand lähmte, die Kräfte ließen nach.

Dann zog ihre Seele sich zurück.

Es kam Paula so vor, als verlasse sie ihre sterbliche Hülle. Sie war nicht länger Teil dieser jungen Frau, hatte nichts mehr mit diesem schmalen Körper zu tun, der nach dem Rollstuhl griff und ihn samt Ellinor hochstemmte. Die alte Frau sah Paula mit aufgerissenen Augen an, schrie um ihr Leben. Doch den Teenager schien dies nicht

zu interessieren. Mit grimmiger Entschlossenheit und unmenschlicher Kraft hielt Paula den Rollstuhl in die Höhe, bot ihn dar. Dann streckte sie ihren Körper und schleuderte ihre Last mit Wucht zu Boden. Anstelle hart aufzuschlagen, versank der Rollstuhl mit der schreienden Ellinor in der feuchten Erde, wurde aufgenommen, verschluckt. Der gellende Schrei versiegte abrupt.

Schlagartig kehrte Paula in ihren Körper zurück, spürte auf einmal die riesige Anstrengung, die ihr Körper hatte durchstehen müssen. Erschöpft sank sie in sich zusammen, spürte kaum den Regen, der ihr in den Nacken schlug. Gewitterwolken zogen über sie hinweg, während sie in der Dunkelheit gedankenlos auf ihre Hände starrte.

Sie saß immer noch da, als die Stimme sie nach kurzer Zeit erneut aufsuchte. *„Sie ist zu alt“*, meinte das Wesen klagend. *„Zu alt.“*

Paula nickte. Sie wusste, was dies bedeutete. Und sie wusste, dass sie sich ihm nicht widersetzen konnte. Kein zweites Mal. Sie hatte nicht die Kraft dazu.

Langsam richtete sie sich auf und sah ein letztes Mal zum Himmel. Dann schaltete sie die Musik ein und lauschte matt den Klavierklängen, während sie ihm ihren Körper zur Verfügung stellte.

Zum Autor

Name: Yves Gorat Stommel

Wohnort: Bisher alle paar Jahre ein anderer

Kalendarisches Alter: Ändert sich fortlaufend, Bezugspunkt 1977

Gefühltes Alter: Je nach Arbeitstag und Laune meiner Kinder (und Ehefrau)

Beruf: Ingenieur, Vater, Ehemann (nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge)

Kreativität: Basierend auf der Frage »Was wäre, wenn ...«

Gelesene Geschichten: Grundsätzlich alle Genres, gerne auch Jugendbücher

Geschriebene Geschichten: Fantasy, Mystery, Science-Fiction, Reiseberichte

Sport: Hin und wieder

Stärken: Ja

Schwächen: Die Schwächen ignorieren

Lebensmotto: »Connecting the dots«

Bibliografie Yves Gorat Stommel – Vorwort

Ein paar »warnende« Worte:

Die Frage »Was wäre, wenn ...« liegt jedem meiner Romane zugrunde. Da diese Frage aber maximal breit anwendbar ist, lassen sich meine Geschichten nicht in ein einziges Genre einsortieren. Funtasy, Fantasy, Science-Fiction und Selbstfindungsroman – einen roten Genre-Faden sucht man vergeblich. Und dann wären da auch noch die Reiseberichte und Kurzgeschichten ...

Aus Sicht von sowohl Buchverlagen als auch Marketing-Experten ist dies eine denkbar schlechte Ausgangslage, denn eine eindeutige Genre-Zuordnung des Autors erlaubt es, der Erwartungshaltung von Leser/-innen nachzukommen.

Dennoch habe ich mich entschieden, weiter die Themen aufzugreifen, zu denen ich selbst gerne Geschichten lesen würde. Daher an dieser Stelle der Hinweis, dass, sollte die eben gelesene Geschichte zugesagt haben, eine andere ebenso von mir stammende den individuellen Geschmack nicht treffen könnte.

Und andersherum.

Als hilfreich zur Meinungsbildung sollen hier die Buchbeschreibungen und vor allem die Kurzrezensionen sowohl auf meiner Homepage als auch auf Amazon oder Lovelybooks genannt werden.

Bibliografie Yves Gorat Stommel

Romane (als eBook und Taschenbuch)

Flimmernde Schatten

Vierjährling

Die unglaublichen Erlebnisse des Sevy Lemmots

Achtbeinige Seelen

Zeittüren

Phasenland

Retrovolution

Reiseberichte (kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Die »Memo an mich«-Reihe deckt mittlerweile folgende Reiseziele ab:
Ägypten; Bahrain und Zentral-Saudi-Arabien; Mittlerer Westen und Rocky
Mountains; Mittleres Rheintal; Mallorca; Nordkorea; Zypern

Kurzgeschichten (kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Demontage; Der falsche Frosch; Der stibitzte Zahn; Die geflügelte Stimme;
Götterwette; Infiltration; Klaviergesang; Kollektiv; Manifestation; Marionetten;
Mondfang; Risikogruppe

Newsletter

Interessiert an neuen Geschichten und Blog-Beiträgen zum Schreiben und Veröffentlichen? Dann abonniere den Newsletter (zwei bis drei Ausgaben pro Jahr).

<https://www.yvesgoratstommel.com/newsletter/>

Leseprobe »Flimmernde Schatten«

Mehr zum Roman, eine längere Leseprobe und Links zum eBook sowie Taschenbuch gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/flimmernde-schatten/

Prolog

Starr und unbeweglich schauten seine müden Augen auf den flackernden Bildschirm. Nicht eine einzige Bewegung verriet, dass er noch am Leben war. Das chaotische Licht des Fernsehapparates tauchte das von Leid gezeichnete, eingefallene Gesicht abwechselnd in Licht und Schatten. Die Arme hingen kraftlos herab und die dünnen Beine waren in eine Decke gewickelt. Graues Haar klebte in Strähnen an seinem Schädel.

Doch plötzlich kehrte Leben in die glasigen Augen zurück. Etwas in den über den Bildschirm flimmernden Nachrichten erregte seine Aufmerksamkeit. Konzentriert starrte er auf die Mattscheibe. Akribisch jedes Detail in seinem Gehirn speichernd. Für spätere Verwendung ablegend. Dabei beschränkte sich die Anspannung auf seine Gesichtszüge; der Rest seines verkrüppelten Körpers blieb unbeweglich.

Kaum ging dieser eine Beitrag der Regionalnachrichten vom fünften August zu Ende, suchte er online nach weiteren Videos und Fotos des eben gesehenen Ortes.

Dann schloss er die Augen und konzentrierte sich.

Mit aller Macht drang er in seine Traumwelt vor.

Er begann seine Suche nach den beiden Jungen.

Kapitel 1: Die Strafe

Übellaunig saß Damaris auf ihrem Schreibtischstuhl und starrte demonstrativ ihre nackten Füße an. Ihr gegenüber standen ihre Eltern, die kaum bessere Laune hatten.

Amy Richter brach das entstandene Schweigen: »Schätzchen, wir tun das nur zu deinem Besten.«

Wütend blickte Damaris auf; eine Strähne ihres dunklen, schulterlangen Haares fiel ihr vor die braunen Augen. Wie sie diesen Spruch hasste!

Ihre Mutter hielt ihrem Blick, ohne mit der Wimper zu zucken, stand. Und auch ihr Vater wich keinen Millimeter zurück.

Aus Sicht von Damaris war es viel Lärm um nichts: Ein paar Jungs aus ihrer Schule hatten zwei Tage nach Sylvester Knaller gezündet – und Damaris und ihre Freundin Tina waren in der Nähe gewesen. Unbeteiligte. Zuschauerinnen.

Leider interessierten solcherlei Feinheiten ihre Eltern nicht. Die Folge: Hausarrest und Internetverbot. Zwar durfte sie ihr Mobiltelefon behalten, doch allein zum Telefonieren.

Damaris richtete ihren Blick auf das einzige Fenster. Ihr Zimmer lag im Halbdunkel; die Januarsonne besaß am Nachmittag kaum noch Kraft und Damaris hatte längst die Deckenleuchte eingeschaltet. Langsam schüttelte sie den Kopf, in Gedanken die Ungerechtigkeit auskostend. Daher bekam sie zuerst nicht mit, dass ihre Mutter wieder auf sie einredete.

»... hilft dir vielleicht, dich auf wichtigere Dinge zu konzentrieren. Du bist in letzter Zeit nur noch mit deinen Freunden und Freundinnen unterwegs und bist kaum noch hier.«

»Weil keiner in diesem Kaff, Kilometer-weit von der Schule entfernt, lebt«, erwiderte sie mit monotoner Stimme.

Dem konnte ihre Mutter nicht widersprechen. Jeden Morgen musste Herr Richter, der ein erfolgreicher Rechtsanwalt war, seine Tochter in die nächstgrößere Kleinstadt fahren. Damaris' Mutter fuhr auf dem Weg zu ihrem Job in die andere Richtung. Die Modeboutique, die sie zusammen mit einer Freundin besaß und betrieb, befand sich in der nächsten Großstadt, fünfzig Kilometer vom Wohnort der Richters entfernt. Und da ihr Vater oft lang arbeitete, nahm Damaris mittags den Bus nach Hause. Sie war üblicherweise die Einzige, die in dem abgelegenen Regensdorf ausstieg. Eine Ansammlung von zehn Häusern. Ohne auch nur ein einziges Geschäft. Sogar ohne einen Kiosk oder ein Versammlungshaus.

»Und was soll ich eurer Meinung nach die nächsten Tage tun? Immerhin haben wir Weihnachtsferien«, fragte Damaris mit zorniger Stimme. Sie war unverschämt, das merkte sie, aber momentan war ihr dies egal.

Damaris' Mutter warf ihrem Mann einen hilfeschauenden Blick zu. Ehemals groß und schlank, war Ludwig Richter mittlerweile nur noch groß und ihm fehlte die selbstverständliche Eleganz seiner Frau. Seinem Äußeren angemessen – er sah Damaris' Meinung nach ein wenig wie ein großer Teddybär aus – hielt er sich lieber aus Streitigkeiten heraus. In der Regel war er verständnisvoll, liebevoll und relativ entspannt. In der Regel. Leider nicht heute.

»Du könntest mal ein Buch lesen«, schlug er vor.

Perplex schaute Damaris ihren Vater an. Hatte er das etwa ernst gemeint?

»Eine gute Idee«, sagte ihre Mutter und tätschelte ihr wie einem niedlichen, aber dämmlichen Kätzchen den Kopf. »Mit vierzehn hast du noch nicht ausgelernt. Auch wenn du das öfters zu glauben scheint.« Damit verließ sie das Zimmer.

Nun war das Spielfeld egalisiert: ihr Vater und sie.

»Du könntest mal ein Buch lesen«, sagte Damaris leise und mit spöttischem Unterton. Sie warf sich auf ihr Bett und drehte ihrem Vater trotzig den Rücken zu. Als er sich zu ihr setzte, bog sich das Bett unter seinem Gewicht durch. Widerwillig rutschte sie ein paar Zentimeter in seine Richtung.

»Strafe muss sein«, sagte Ludwig Richter leise. »So schlimm wird es schon nicht werden.«

Damaris reagierte nicht.

Liebevoll strich er Damaris über die Haare, bevor er sich auf den Weg in das Erdgeschoss machte und die Tür hinter sich schloss.

Damaris seufzte und stand auf. Zielloos lief sie durch ihr Zimmer, auf der Suche nach Ablenkung. Ihr Kleiderschrank stand an der Wand, rechts von der Tür. Auf der gleichen Zimmerseite befanden sich der Wäschekorb und der Schreibtisch, letzterer nah am Fenster. So konnte sie ihre Hausaufgaben unter Nutzung von Tageslicht bewältigen. Die vom Eingang aus linke Zimmerhälfte wurde im Wesentlichen von ihrem Bett eingenommen. An der zweiten Außenwand, der Tür gegenüber, stand ein Regal. Ein paar Poster und einige kreuz und quer aufgehängte Fotos schmückten die

Wände. Schließlich war da noch ihr Meerschweinchen Bonnie, das in einem Käfig unter dem Fenster hauste. Das gescheckte Nagetier bewegte sich nur, wenn es diesbezüglich keine Wahl gab und tat den ganzen Tag lang in der Regel nichts anderes als fressen und schlafen.

Damaris trat ans Fenster. Auch ein Blick nach draußen bot keine Abwechslung: Der graue, deutsche Alltag blickte sie in all seiner Eintönigkeit an. Von ihrem Fenster aus konnte sie bloß eine Straße, zwei Häuser und sich bis zum Horizont erstreckende Felder und Wälder sehen.

Unschlüssig wandte Damaris sich wieder ihrem Zimmer zu.

Was tun?

Auf ihrer Lippe kauend ging sie im Kopfe die Optionen durch: Hausaufgaben? Gab es keine. Im Internet surfen? Untersagt. Rausgehen? Verboten. Irgendwas basteln? Keine Lust. Ein Spiel? Noch weniger Lust.

Damaris' Blick wanderte zum Bücherschrank, und sie nahm widerwillig die dort stehenden Titel genauer unter die Lupe. Eines der ersten Bücher, das ihr ins Auge fiel, trug den Namen Die unendliche Geschichte. Vor ein paar Wochen hatte sie den Film im Fernsehen gesehen. Sie fragte sich, welchen Nutzen gedruckte Geschichten noch hatten, nachdem sie verfilmt worden waren.

Nichtsdestotrotz hatte ihr der Film gefallen, auch wenn er eher jüngere Kinder als Zielgruppe zu haben schien.

»Na schön«, seufzte Damaris, das Buch hervorziehend. Sie kletterte auf ihr mit einem Bettkasten versehenen Bett. Somit befand sich die eigentliche Liegefläche auf einer Höhe von rund anderthalb Metern. Das gab ihr nachts seit jeher ein Gefühl von Sicherheit.

Damaris starrte eine Weile das Bild auf dem Cover an. Ein Sammelsurium an Fantasiewesen sah ihr entgegen.

Widerwillig öffnete sie das Buch und fing an zu lesen.

Zuerst ging es nur langsam voran. Ihre Gedanken wanderten immer wieder zurück zum Hausarrest. Doch mit der Entfaltung der Geschichte wuchs ihre Konzentration und ihre Lesegeschwindigkeit. Innerhalb kurzer Zeit hatte sie die ersten beiden

Kapitel bewältigt. Mit einem selbstzufriedenen Lächeln rutschte sie in eine liegende Stellung, stützte ihren Kopf auf den rechten Arm und blätterte um.

Kapitel 2: Unwillkommener Besuch

Eine Stunde und einige Kapitel später lag Damaris noch immer auf ihrem Bett. Sie kämpfte zunehmend damit, nicht einzuschlafen; schon einige Male waren ihr die Augenlider fast zugefallen. Oder sogar ganz? Kurz hatte sie eine merkwürdige Vision von einer großen mit Säulen gesäumte Halle gehabt. Noch bevor sie sich damit auseinandersetzen konnte, war sie allerdings aufgeschreckt.

Dabei war das Buch nicht uninteressant. Sie musste sich sogar eingestehen, dass es ihr Spaß machte, darin zu schmökern. Aber so langsam strengte sie die ungewohnte Konzentration dann doch an und ihre Augen begannen zu tränen.

Gerade wollte sie zu einem Gähnen ansetzen, als eine Bewegung in ihrem Augenwinkel sie aufschrecken ließ.

Damaris war sofort hellwach.

Es war zwischen dem Bücherregal und dem Wäschekorb gewesen.

In dem Wäschekorb?

Nein: Alles lag still und regungslos vor ihr. Langsam beruhigte sich Damaris' Herzschlag wieder. Alles nur Einbildung, redete sie sich ein.

Damaris legte das Buch zur Seite und vertrat sich ein wenig die Beine. Nach einer kurzen ziellosen Wanderung durch ihr Zimmer blieb sie zum zweiten Mal an diesem Tage vor ihrem Bücherregal stehen. Die meisten der darin befindlichen Bücher stammten noch aus der Zeit, zu der man sie ihr vorgelesen hatte. Neuere Bücher konnte sie als ungeliebte Geburtstagsgeschenke von – allein schon deshalb – unsympathischen Verwandten identifizieren. Sie war am 30. Oktober vierzehn geworden und hatte wie jedes Jahr einige neue Staubfänger ins Regal einsortieren müssen. Kein einziges der vor ihr aufgereihten Bücher hatte sie bisher selbst gelesen, die meisten nicht mal angefasst. Außer natürlich, um sie neben den anderen auf den Regalbrettern zu verstauen.

Ein Scharren drang an ihr Ohr.

Erschrocken drehte Damaris sich um. Irgendetwas machte kratzende Geräusche!

Rechts neben dem Schreibtisch befand sich Damaris' Wäschekorb und genau dorthin lenkte sie jetzt ihren Blick.

Damaris hatte zwar keine Angst vor Mäusen oder ähnlichem Getier, einen direkten Körperkontakt wollte sie trotzdem tunlichst vermeiden. Sie zog sich auf ihr Bett zurück: eine gute Beobachtungsposition.

Der Wäschehaufen lag unbewegt vor ihr.

Sie musste über ihre eigene Panik lachen.

Da! Schon wieder! Das Scharren wurde dieses Mal von einem leichten Stöhnen und Schnauben begleitet. Der Wäschehaufen bewegte sich!

»Dumme Idee!«, tönte es unter der Kleiderschicht. »Griff ins Klo.«

Keine Maus, schlussfolgerte Damaris. Erschrocken wich sie an das Kopfende ihres Bettes zurück. Den Blick nahm sie dabei nicht von dem Wäschekorb. Was passte da rein und konnte reden?

In der linken Ecke des Wäschehaufens tauchte nun ein Kopf auf. Ein relativ kleiner, zugegebenermaßen, aber definitiv ein Kopf. Er war zur Hälfte von einem ihrer gestreiften T-Shirts verdeckt. Eine kleine Hand erschien, und zog es herunter.

»Wer zieht denn so was freiwillig an?«, fragte der Kopf vollkommen verduzt und warf das Shirt hinter sich. Es schlug gegen die Wand und fiel zu Boden.

Das Wesen – Damaris wusste nicht, als was sie es sonst bezeichnen sollte – entstieg nun komplett dem Wäschekorb. Dies nahm nur einen kurzen Zeitraum in Anspruch, da es erstaunlich kleinwüchsig war; höchstens einen Meter groß. Nachdem es auf den Boden gesprungen war, richtete es sich auf, dehnte sich genüsslich, ließ die Fingerknöchel deftig knacken und schaute sich interessiert um. Nicht lange, da entdeckte es den Bettkasten und machte sich, ohne zu zögern, auf den Weg dorthin. Kurzzeitig verschwand das Wesen aufgrund des erhöhten Bettes aus Damaris' Blickfeld, aber nur einen Moment später tauchte eine Hand an dem Fußende auf. Kaum war das Wesen hinaufgeklettert, da strich es sich zufrieden den grünen Pulli glatt und lief in Richtung Kopfkissen.

In Richtung von Damaris!

Diese saß inzwischen in der rechten oberen Ecke des Bettes, so weit wie möglich von dem Wesen entfernt. Dieses schien an Damaris nicht das geringste Interesse zu haben. Es sah sie nur kurz an und begrüßte:

»tag!«

Damaris nickte. Sie war zu verduzt, um zu antworten.

Inzwischen erreichte das Wesen das Kopfkissen, direkt neben dem Teenager. Dort ließ es sich auf sein Hinterteil fallen, klopfte das Kissen in eine ergonomische Form und lehnte sich dagegen. Zuletzt verschränkte es noch die Arme hinter dem Kopf und ließ zufrieden den Blick wandern.

Damaris beobachtete das Schauspiel mit schnell klopfendem Herzen. So langsam hatte sie den ersten Schock überwunden – und ihre Neugierde meldete sich. Schweigend betrachtete sie jedes Detail des Wesens.

Es hatte einen Schottenrock an. Dazu besaß es unverhältnismäßig große Füße, die in Badelatschen steckten. Ungünstig, befand Damaris, da so die hässlichen, leicht behaarten Zehen gut zu sehen waren. Der Oberkörper steckte in einem grünen Kapuzenpulli, der einige Nummern zu groß war. Interessant waren die Hände: Anscheinend hatte das Wesen nur jeweils drei Finger, dafür zwei Daumen an jeder Hand. Einer da, wo er hingehörte, und daneben ein zweiter. Erst dann folgten die drei Finger. Die rechte Hand verwendete es gerade, um die Frisur zurecht zu zupfen. Dabei besaß das Wesen keine Kopfhaare, sondern eine geleeartige Masse, die wohl nach Belieben in Form gebracht werden konnte. Die Frisur erinnerte momentan an einen Igel, wenn auch die Farbe nicht passte: Die ‚Haare‘ waren giftgrün. Das Gesicht ähnelte dem eines etwa zwölfjährigen Mädchens. Ohren, Augen und Mund sahen normal aus, obwohl alle in ihren Proportionen etwas größer als gewohnt ausfielen.

Ihrer Neugierde genüge tuend, beugte Damaris sich vorsichtig vor, um einen noch besseren Blick auf das Wesen zu bekommen. Dieses betrachtete gerade mit großer Aufmerksamkeit die Bilder an der gegenüberliegenden Wand und empfand Damaris' Kopf, der sich nun in sein Blickfeld schob, offensichtlich als ziemlich störend. Da Damaris nun begann, die Hände einer genaueren Untersuchung zu unterziehen, wurde das dem Wesen langsam zu unheimlich.

»Uhm ... ist was?«

Damaris wich perplex zurück. Was sollte sie darauf antworten? Ein Wesen kam in ihr Schlafzimmer, machte sich auf ihrem Bett breit, bearbeitete ihr Kissen, und war auch noch frech genug, zu fragen, ob was sei!

»Wer bist du?«, brachte sie schließlich hervor.

»Na, ich bin Nika«, antwortete das Wesen, sich über diesen ihrem Gesichtsausdruck nach überflüssige Frage wundernd.

»Und weiter?«

»Nichts weiter«, gab Nika zurück und sah Damaris abwartend an.

Damaris setzte sich Nika im Schneidersitz gegenüber.

»Wie ... Woher bist du vorhin gekommen?«

»Das müsstest doch gerade du wissen«, gab Nika verwundert zur Antwort.

Es kam Damaris so vor, als ob Nika versuchte, allen ihren Fragen auszuweichen. Leicht verärgert sagte sie: »Ich weiß nur, dass du ein ziemlich komisches Ding bist, das sich irgendwie und ungefragt in meinen Wäschekorb verirrt hat!«

»Das Kompliment mit dem komischen Ding kann ich nur zurückgeben. Immerhin bist du sozusagen meine Mutter.«

Verdutzt schaute Damaris auf das Wesen. Ihre Mutter? Das Wesen war nicht nur beschränkt, sondern offensichtlich sogar geistig verwirrt!

»Ich glaube, um Mutter zu werden, müsste ich noch einige Vorarbeit leisten.«

Nika schüttelte energisch den kleinen Kopf. »Nun sei mal nicht so pedantisch. Ich meine natürlich nicht eine Mutter im eigentlichen Sinne. Jemanden wie mich kannst du innerhalb des Bruchteils einer Sekunde erschaffen. In einem Augenzwinkern. Du brauchst nur an mich zu denken.«

Es folgte ein beidseitiges Schweigen. Damaris versuchte, die eben gehörten Informationen einzuordnen, während Nika sie gelangweilt anschaute.

Das machte alles keinen Sinn! Und wann machen Dinge keinen Sinn? Im Traum ... Also träumte sie! Das musste es sein!

»Ich habe dich mir ausgedacht?«, fragte Damaris.

»Yep! Danke übrigens, auch wenn mir das Schuhwerk nicht wirklich gefällt«, antwortete Nika, während sie ihre Badelatschen kritisch hin und her drehte. »In puncto Mode hast du eine Menge nachzuholen.« Sie deutete mit ihrem Kopf in Richtung des

Wäschekorb. »Ich bin bei der Untersuchung deiner Dreckwäsche so einigen geschmacklosen Kleidungsstücken begegnet.« Sie überlegte. »Ich korrigiere mich: vielen geschmacksfreien Teilen.« Sie zuckte die Schultern. »Na gut, eigentlich ausschließlich.«

»Was wolltest du überhaupt darin?«

Mit leerem Blick sah Nika sie an.

Damaris verzichtete auf ein Nachhaken, denn sie beschäftigte längst etwas anderes: Ihr kam der Traum viel zu real vor. Alles in ihrem Zimmer schien echt zu sein. So, wie es sich gehörte. Nur dieses komische und unverfrorene Wesen auf ihrem Bett passte nicht in das gewohnte Bild.

Während Damaris sich nachdenklich umschaute, rutschte Nika ein wenig tiefer, kuschelte sich in das Kissen hinein und schloss die Augen.

Sie musste träumen, daran hatte Damaris keinen Zweifel. Bestimmt war sie nur deswegen so verunsichert, weil sie dies in ihren Träumen normalerweise nicht realisierte. Daraus ergaben sich natürlich ganz neue Möglichkeiten ...

Langsam breitete sich ein verschmitztes Lächeln auf ihrem Gesicht aus.

»Du bist ein Teil meiner Fantasie?«, sprach sie Nika selbstsicher an:

»Hm«, gab Nika, die Augen geschlossen, zurück.

»Das heißt, ich habe dich gemacht, dein Aussehen, dein Verhalten?«

»Richtig«, Nika schien es richtig gut zu gehen; sie schmiegte sich genießerisch in das Kissen.

»Dann ...«

Damaris legte eine kurze wirksame Pause ein, worauf Nika ein Auge öffnete und sie fragend ansah.

»... dann musst du mir gehorchen«, stellte Damaris sachlich fest.

Nika setzte sich auf und schaute nachdenklich an Damaris vorbei in die Ferne. Diese folgte Nikas Blick, konnte aber nicht erkennen, was ihrem Interesse galt. Daraufhin richtete Damaris ihre Aufmerksamkeit wieder auf Nika. Das Wesen war in Gedanken versunken: Damaris' Aussage schien es sehr zu beschäftigen. Endlich kam es zu einem Entschluss:

»Nein, lieber nicht!«, sagte Nika, und schaute Damaris mit einem unschuldigen Blick geradeheraus ins Gesicht. Anschließend legte sie ihren Kopf ins Kissen und bereitete ein weiteres Mal ihre vollkommene Entspannung vor.

Eins war klar: Der Traum entwickelte sich nicht nach Damaris' Vorstellungen.

Damaris lehnte sich neben Nika an die Wand und sah das in das Kissen gekuschelte Wesen skeptisch an. Nach nur kurzer Zeit musste das Mädchen ein immer lauter werdendes Fiepen wahrnehmen – Nika war in aller Seelenruhe eingeschlafen.

Eines verstand Damaris nicht: Wenn sie schon wusste, dass sie träumte, warum konnte sie die Geschehnisse nicht beeinflussen? Es war doch ihre Fantasie!

»Nika?« Sie schüttelte das Wesen an der Schulter. »Warum kann ich meinen Traum nicht steuern?«

Verschlafen schaute Nika auf. Sie schien etwas orientierungslos. Nach einem kurzen Moment der Überlegung ließ sie sich mit einem Seufzen vom Bett gleiten und lief in Richtung des Bücherregals.

»Wo willst du denn jetzt auf einmal hin?«, fragte Damaris.

»Du bist mir zu laut! Ich suche mir einen anderen Ort zum Schlafen. Ist ganz schön anstrengend, wenn man gerade erst entstanden ist, weißt du? Ein wenig mehr Rücksichtnahme würde dir gut stehen.« Nika schleifte, noch halb schlafend, das Kopfkissen von Damaris hinter sich her. Überrascht schaute Damaris zu, wie sowohl das Kissen als auch Nika zunehmend kleiner wurden, bis das Wesen schließlich – nur noch halb so groß wie ein Buch – vor dem Bücherregal anhielt.

»Wenn ich ausgeschlafen habe, komme ich vielleicht wieder«, verabschiedete sich Nika. Dann griff sie an den Rand eines Buches, öffnete den Buchrücken, hüpfte in den Einband, und verschwand.

Samt Damaris' einzigem Kopfkissen.

Mehr zum Roman, eine längere Leseprobe und Links zum eBook sowie Taschenbuch gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/flimmernde-schatten/